

DIE DRITTE SEITE

Freitag, 16. Oktober 2020 3



Die Maske eint (fast) alle, ansonsten gibt es die unterschiedlichsten Meinungen zur Corona-Krise. Der Diskurs um den richtigen Weg wird noch lange weitergehen, immerhin die Sorge um den Zusammenhalt ist nach einer laufenden Studie der Friedrich-Alexander-Universität ein starker gemeinsamer Antrieb.

Es geht nicht einfach vorbei

Dem kollektiven Schock folgten kontroverse Debatten, laut einer **CORONA-STUDIE** ist die Sorge um den Zusammenhalt größer als die Angst vor Infektionen.

VON HANS BÖLLER

NÜRNBERG – Im Genpool des modernen Menschen stecken die Jahrzehnttausende der Jäger und Sammler, das vergisst man leicht. Über Bedrohungen lange und reflektiert nachzudenken, hätte sich bei gelegentlichen Begegnungen mit Säbelzahn Tigern eher nicht empfohlen, im Erbgut ist ein Davonrennen programmiert. Als mit dem Corona-Virus eine unsichtbare Gefahr auftauchte, konnten die Menschen zwar nicht davonrennen – aber die meisten schlossen sich ein, blieben brav zuhause und befolgten Empfehlungen und Anordnungen der Krisenmanager willig.

Angst verbindet. Es ist das Verhalten, das man immer beobachten kann, solange eine Bedrohung neu und unbekannt ist, je länger sie anhält, desto mehr verändert sich der Umgang damit. Seit mehr als einem halben Jahr lebt die Welt mit Sars-Cov-2, aus Virologen wurden Popstars, aus Masken Mode-Accessoires, aus neuen Begrüßungsformen Rituale. Nach der Schockstarre ging das Leben, leicht verändert, weiter. Zu Corona gibt es längst die unterschiedlichsten Ansichten, im Grunde gibt es alles, was es immer gibt: Furcht, Panik, Vernunft, Zuversicht, Zweifel, Wut, Spinnerereien und Verschwörungstheorien.

Die Gefahr ist über die Monate vertraut geworden, jetzt, da die Zahl der Infektionen wieder steigt, löst das nicht denselben Schock aus wie im März, alle Prognosen hatten die Menschen darauf vorbereitet. Dass die grundsätzliche Zustimmung für politische Maßnahmen nachlässt, wenn die Gefahr zum Alltag gehört, ist ein bekanntes Phänomen, es bestätigt sich auch aus ersten Auswertungen der im März gestarteten Studie „Corona und Alter“ des Institutes für Psychogerontologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, zu der „alle Menschen zwischen 18 und 120 Jahren“ (so das Institut) eingeladen bleiben.

Wachsende Unzufriedenheit

Zwischen der vierten Auswertung Ende Juli und der jüngsten im September stieg der Anteil der Befragten, die die Maßnahmen als „unzureichend“ empfanden, von 15 auf 26 Prozent, im Mai, während des kompletten Stillstands des öffentlichen Lebens, waren nur zehn Prozent dieser Ansicht. Dass der Protest gegen Beschränkungen allgemein stärker wird, wäre allerdings ein Trugschluss: Als „zu weitgehend“ bezeichneten zuletzt nur noch zehn Prozent (zuvor 14) die Maßnahmen.

Was den Menschen in einer lebhaft und kontrovers geführten Debatte

um Pandemie-Strategien zu fehlen scheint, sind eher Sicherheiten, Orientierung, nur: „Kontrolle ist oft eine Illusion, damit umzugehen, müssen Menschen lernen“, sagt Professor Frieder R. Lang, der die Studie leitet, und spricht rückblickend von „dem Moment, in dem die Leute erkennen: Das geht nicht einfach vorbei.“

Der Mensch lernt aus Erfahrung, und so ist es nur auf den ersten Blick



„Wir brauchen alle“: Professor Frieder R. Lang.

überraschend, dass die Pandemie jüngere Menschen offenbar etwas stärker ängstigt als potenziell viel gefährdetere ältere. In einer anderen Studie betrug Lang vor 1927 geborene Frauen und Männer aus Nürnberg, „die

haben anderes erlebt, den Nazi-Terror, den Krieg, die wissen, was eine Krise ist“, sagt er. Eine größere Gelassenheit und „immer die Sorge um die jüngere Generation“ erlebt Lang in Gesprächen mit Hochbetagten, vielen jüngeren Menschen werde nun zum ersten Mal richtig bewusst, „dass das Leben fragil sein kann“.

„Wir brauchen die Störenfriede“

Diskriminierungen älterer Menschen erlebt Lang ständig, nicht nur als Forscher, er erinnert an jenen Corona-Zynismus, der im März am Anfang vieler Debatten stand: „Wir sperren die Alten weg, dann sind sie geschützt.“ Dass sich Generationen über die Pandemie nun sogar annähern, ist eine Hoffnung, es geht ja um eine naturgemäß sehr durchlässige, nicht von eigenen Einschätzungen gezogene Grenze. Rassisten oder Sexisten werden vergleichsweise wenige Menschen, alt wollen die meisten zwar nicht sein, aber werden, und die Chance ist groß. „Jeder weiß: Das erlebst du auch“, sagt Lang.

Das Virus ist keine Gefahr nur für bestimmte Gruppen, es betrifft alle, auffällig ist, dass die Zahl der um den Zusammenhalt der Gesellschaft besorgten Menschen generationsübergreifend von 25 Prozent im Mai auf den bisherigen Höchstwert von 40 Prozent gestiegen ist. Das von einer

wachsenden Meinungsvielfalt strapazierte Miteinander beschäftigt die Befragten mehr als die wieder leicht gestiegene Angst um die eigene Gesundheit (fünf Prozent) oder die Gesundheit ihnen naher Menschen (19 Prozent). Nur zehn Prozent sehen diese Gefahr gar nicht, und unterstellt man, dass eine kollektive Sorge auch sensibilisiert, ist das ermunternd für die bevorstehenden Monate.

„Geduld zu entwickeln, ist eine Lebensaufgabe“, sagt Frieder Lang, die Pandemie „Schritt für Schritt langsam zu bewältigen“ wäre eine „echte Leistung“ – von allen, die dazu beitragen, einfach nur im Alltag. Ihm kommt ein ganz alltägliches Bild einer Wandergruppe in den Sinn, die sich auf ihren Anführer verlässt und dann, an einer Wegkreuzung im Nebel, doch zweifelt.

„Jetzt gibt es den Weg, den man kennen könnte, gar nicht, und auch keinen Anführer“, sagt Lang. Auf der Suche danach könnten „die ganz besonders Besorgten“ helfen und auch „die, die impulsiv sind“, genauso „die Störenfriede“, wie Lang es ausdrückt, „die es überall gibt, in jeder Gruppe, das ist eine Konstante – aber die brauchen wir, die ist wichtig, der Diskurs braucht alle Strömungen“. Bis zur nächsten Bedrohung. Der Säbelzahn tiger wird es nicht mehr sein.